

Leben mit dem Tsunami

Mitleid global: Nach der Katastrophe an den Küsten Asiens unternimmt die Weltgemeinschaft große Anstrengungen, die Folgen zu lindern. Spenden fließen in ungeahntem Ausmaß. Ein neues Verantwortungsgefühl lässt alte Gegensätze schrumpfen.



Helfer an einer Leichen-Sammelstelle auf Phi Phi Island (Thailand): „Du musst versuchen, nicht nachzudenken“

Sobald er von dem Seebeben vor Sumatra erfuhr, ließ Vasily Titov zu Hause alles stehen und liegen und stürmte in sein Büro. Es war sieben Uhr abends. Aus Neugier und in der Hoffnung, hilfreich zu sein, ging Titov daran auszurechnen, was geschehen würde.

Titov ist ein 42-jähriger Forscher, der ursprünglich aus dem russischen Nowosibirsk stammt. Er arbeitet im „Pacific Marine Environmental Laboratory“ in Seattle an der Vorhersage der Todeswellen im Pazifik. Sein Vorhersagemodell gilt als eines der besten weltweit. Bislang hat er sich ausschließlich auf den Pazifik konzentriert.

An jenem zweiten Weihnachtstag übertrug Titov sein Modell erstmals auf den Indischen Ozean. Noch hatte niemand auf der Welt eine Ahnung von der Katastrophe, die sich anbahnte. Titov im fernen

Seattle war wohl der erste Mensch auf Erden, dem dämmerte, was passieren würde.

Er fütterte seinen Rechner mit den wichtigsten Rahmendaten: Art und Stärke des Seebebens; eine Karte der Wassertiefen im umliegenden Ozean, denn die Unterwasserlandschaft entscheidet, in welche Richtung und mit welcher Geschwindigkeit sich die Energie eines Tsunami entfalten wird; Karten der Küstengebiete, um einzuschätzen, welche Regionen wie stark überschwemmt werden. Als er alles beisammen hatte, drückte er die „Return“-Taste am Computer.

Über zwei Stunden rechnete die Maschine, während am Indischen Ozean schon Zehntausende starben. Um 4.28 Uhr morgens Ortszeit, lange vor CNN, wusste Titov, dass sich gerade eine Katastrophe von globalen Ausmaßen ereignet hatte.

Die Katastrophe führt den Menschen vor, wie verletzlich doch diese Erde ist, die sie sicher tragen soll. Die Katastrophe führt vor Augen, wie ohnmächtig die Menschen sind, wenn sich die ungeheuren Naturkräfte, die sich nicht beherrschen lassen, urplötzlich entfesseln. Und die Katastrophe macht klar, dass diese Welt, so groß und so geteilt sie uns auch vorkommen mag, am Ende doch dies ist: eins und klein.

74,1 Millionen Quadratkilometer, ein Siebtel der Erde, bedeckt der Indische Ozean, 7500 Kilometer beträgt die Entfernung zwischen Jakarta in Indonesien und Mombasa in Kenia, 8200 Kilometer zwischen Karatschi in Pakistan und Perth in Australien. 21 Staaten mit 2,08 Milliarden Einwohnern liegen an seinen Küsten, der hochentwickelte fünfte Kontinent Austra-





KIN CHEUNG / REUTERS (L.); ROMEO RANCO / REUTERS (R.)

Überlebende Indonesierin mit Kind in einer US-Militärmaschine: Der seelische Schaden ist unmessbar

lien ebenso wie der Elendsstaat Somalia in Afrika.

Aus dem Seebeben in dieser Wasserwüste wurde schnell ein Weltbeben, eine Katastrophe, welche die ganze Menschheit zu erschüttern vermochte, weil die ganze Welt zu Besuch am Indischen Ozean war. Die Flughäfen von Bangkok und Colombo, von Jakarta und Kuala Lumpur sind Knotenpunkte der Tourismusströme. Gut 13 Millionen Touristen suchten im vergangenen Jahr Erholung an den Traumstränden Sri Lankas, der Malediven und Thailands, darunter mehr als 500 000 Deutsche, aber auch 211 000 Schweden, 314 000 Australier.

Globalisierung ist nicht nur ein ökonomisches Phänomen. Globalisierung heißt eben nicht nur, dass VW in Mexiko und China produzieren lässt, oder dass die Hemden der Europäer in Indien genäht

werden. Der internationale Tourismus ist einer der wirksamsten Motoren der Globalisierung, er verbindet Menschen und Kontinente.

Viele Deutsche lagen schon an den Stränden von Phuket oder den Malediven. Viele von ihnen kennen wohl jemanden, der diesen Winter in Khao Lak war oder zur Ayurveda-Kur auf Sri Lanka. Altkanzler Helmut Kohl war, als der Tsunami losbrach, in dieser Weltgegend, aber eben auch sein ehemaliger Chauffeur, und ein Leibwächter Michael Schumachers starb in den Wahnsinnswellen. Die Strände Asiens, für die Urlauber dieser Welt ein Fluchttort vor den kleinen und großen Schrecken des Lebens, verwandelte die Schockwelle in einen Ort des Schreckens.

Auf über 200 000 Tote, fürchtet die Uno, wird die Gesamtzahl der Opfer steigen.

Anders als die Hunderttausende Toten, die das Erdbeben 1976 im abgeriegelten China gekostet hatte – das unglückliche Geheimnis einer verbarrikadierten Welt –, fand dieser Massentod im hellsten Sonnenlicht statt, und viele private Camcorder liefen mit. Deren Bilder schafften es tatsächlich, eine Welt, die dachte, dass sie schon alles gesehen hätte, zu schockieren.

Die Verwüstungen in Indonesien, die Verheerungen in Sri Lanka und Thailand erinnern an die Höllenvisionen von Hieronymus Bosch, an die Delirien des Dreißigjährigen Krieges. Tote Kinder hängen in den Bäumen, Alte sind unter Trümmern begraben, Hunde laufen über diese Schlachtfelder der Natur und zerren an den Leichenteilen. Welches Bild aber könnte dramatischer sein als das der Indierin vor der angeschwemmten Leiche ihres

Mannes? Sie liegt auf dem Strand, die Handflächen nach oben und jammert zu Gott, und in diesem Jammer ist die biblische Klage des Hiob und der ganzen Menschheit enthalten.

Die meisten Toten hatten die Anrainerstaaten zu beklagen: Indonesien meldete am Freitag 101300, Sri Lanka 30700, Somalia, 5000 Kilometer vom Epizentrum des Bebens entfernt, musste 300 Opfer beerdigen, das von der Inselmasse Sumatras geschützte Malaysia immerhin noch 68.

Dass aber mindestens 52 Schweden in den Fluten umgekommen und 637 ihrer Landsleute weiterhin vermisst werden, ist das Neue an der globalen Katastrophe. 46 oft weit entfernte Länder hatten Opfer zu beklagen: Belgien meldete 6 Tote und

73 Vermisste, Russland 2 Tote und 2 Vermisste, Argentinier, Brasilianer und Mexikaner klagen genauso um tote Urlauber wie die Deutschen, die bisher 60 identifizierte Tote melden und noch über 700 vermissen.

Und so global wie die Katastrophe sind auch die Anteilnahme und das Mitleid mit den Opfern. Am vergangenen Mittwoch um zwölf Uhr mittags stand Europa für drei Minuten still. Auch viele dieser Bilder werden sich ins Gedächtnis eingraben: Halbmast über dem britischen Parlament, der Rathausmarkt in Hamburg, die Champs-Élysées in Paris, Orte der Andacht, an denen Vertreter aller Weltreligionen nebeneinander beten, als wäre das selbstverständlich. Oder: das kleine Thai-

Mädchen im weißen Kleid, das im Stadion von Phuket in einem Feld aus Totenlichtern steht, mit ernstem Gesicht und wissenden Augen – Inbegriff der Unschuld, Inbegriff der Trauer.

In der globalen Welt ist das Ferne nah, den verreisenden Deutschen ist Asien heute so vertraut, wie ihren Eltern Italien oder Spanien waren. Das Seebeben verfolgten sie mit derselben Intensität wie die Oderflut, mit angespannter Anteilnahme und enormer Großzügigkeit. So war es fast überall auf den Kontinenten, denn wenn die Naturgewalten den Menschen so viel Unglück zufügen, verwandelt sich die zum Dorf gewordene Welt in eine einzige Gemeinde.

In solchen Katastrophen löst sich die Illusion der Allmacht, der sich die Menschheit

GETTY IMAGES (L. O.); REUTERS (3)

Eine neue Weltordnung formierte sich im Mitleid mit den Opfern: Sie denkt global, sie leidet global, sie betet global



Phuket



Präsident Chirac in Paris



Lissabon



Neu-Delhi

vorzugsweise hingibt, in nichts auf. Die Erde im kalten All ist eben ein instabiler Planet, erschaffen von physikalischen und chemischen Kräften und nicht von einem Gott oder irgendeiner ordnenden Hand. Aber wer will das schon so genau wissen, was einem die Wissenschaftler jederzeit sagen könnten? Die Reisen zum Mond und zum Mars haben ja das Omnipotenz-Gefühl der Menschen gestärkt, anstatt Hilflosigkeit angesichts dieses winzigen Klumpens im All, genannt Erde, aufkommen zu lassen.

Dabei hat die sprunghafte Entwicklung der Technik die mittlerweile gut sechs Milliarden Menschen zuerst zusammengeführt. 1957 schoss die Sowjetunion eine kleine Stahlkugel, „Sputnik 1“, ins All – Auftakt für ein kosmisches Datenfeuer.

Heute kreisen dort über 700 Spionage-, Fernseh-, Handy- und Beobachtungssatelliten im Orbit, viele davon hochgehievt von europäischen und russischen Wegwerfraketen. Vergleichbar den knubbeligen Linsen eines Libellenauges umlagern die Satelliten den Planeten Erde. Der Superhauer Envisat (Gewicht: 8,2 Tonnen) kann sogar das Algenwachstum in den Weltmeeren erkennen.

Dank der Technik wissen die Menschen viel über die Erde und glauben oft genug, über alles aufgeklärt zu sein. Doch die Aufnahmen aus dem Orbit geben immer nur Kenntnis von der Oberfläche. Das Wesen der Dinge aber, das ist die Botschaft der großen Welle, sind der Feuerkern und diese tektonischen Platten, die sich gegenein-

ander verschieben und ein Inferno auf dem Planeten entfachen können.

Die folgenreichste Aufnahme des vergangenen Jahrhunderts war eine, die der Astronaut Harrison Schmitt von der letzten „Apollo“-Mission im Dezember 1972 zurückbrachte. Sie zeigt die Erde, unseren kostbaren Blauen Planeten, diese wunderschöne zartblauweiße Kugel im schwarzen Nichts. Bisher schauten wir auf zu den Sternen, wo wir Gott vermuteten. Nun, zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit, sahen wir uns selbst von außen, gleichsam aus der Perspektive eines Gottes. Und es war ein erhabenes Gefühl und ein schreckliches, und es erschütterte uns bis in die Grundfesten. Der Philosoph Wilhelm Schmidt sagt dazu, da-



London



Regierungschef Persson in Stockholm



Papst Johannes Paul II. in Rom



Hamburg



US-Hubschrauber in der indonesischen Provinz Aceh: „Amerikanische Werte in Aktion“

mals sei das Gefühl gewachsen, der Blaue Planet sei „unsere Heimat, die wir als Erdenmenschen hüten und schützen müssen“.

In den Folgejahren ging das planetarische Bewusstsein jedoch wieder verloren. Globalisierung war grenzenloser Warenverkehr und Rohstoffverzehr und der Planet nur noch das Symbol einer Kreditkartenfirma.

Der Tsunami rückt die Ikone der Gemeinsamkeit jetzt wieder ins Bewusstsein: One World. Der Boden zu unseren Füßen schwankt, buchstäblich, und ein Großteil der Menschheit in den gefährdeten Küstenregionen könnte künftig auch solchen Katastrophen ausgesetzt sein.

In der einen Welt spielen Kontinente und Zeitzonen keine große Rolle mehr. Die Menschen überspringen sie auf der Suche nach Abwechslung vom Alltag in ihrer eigenen Lebenswelt. Sie setzen sich in Flugzeuge und verlassen sie in einem anderen Land der Erde. Der Tourismus ist der große Gleichmacher, auch wenn die

Urlauber in Hotels oder Resorts unterschiedlicher Güte nächtigen. Und er bleibt die große Boom-Branche trotz anhaltender wirtschaftlicher Stagnation in Europa. Innerhalb eines Jahres wuchs das Geschäft mit den Urlaubern weltweit von 396 Milliarden Euro auf etwa 429 Milliarden.

Etwa ein Zehntel der Weltbevölkerung arbeitet derzeit in diesem Wirtschaftszweig, mit ebenfalls steigender Tendenz. Besondere Bedeutung hat der Reisesektor für Regionen wie den Indischen Ozean: Der Welttourismusorganisation WTO zufolge stellt er in jedem dritten Entwicklungsland inzwischen die Hauptdevisenquelle dar. Zwischen 1990 und 2002 konnte der asiatisch-pazifische Raum seine Tourismuseinnahmen von 41,2 Milliarden Dollar auf 94,7 Milliarden mehr als verdoppeln.

Asien und der pazifische Raum waren mit einem 37-prozentigen Besucherplus die Gewinner des Jahres 2004. Auch deshalb

ereignete sich die Katastrophe aus deutscher Sicht wie vor der eigenen Haustür: Das Volk der Reiseweltmeister würtzt mit genauen Ortskenntnissen von Bentota, Penang oder Phuket schon lange jeden Party-Small-Talk – die vom Fernsehen non-stop gelieferten Katastrophenbilder erwie-

Marinesoldaten werfen Kisten mit Wasser, Keksen und Nudeln heraus: „Hierher kommen wir, um zu helfen, nicht, um zu kämpfen.“

sen sich schon deshalb für viele Zuschauer als erschütternd konkret.

Katastrophen-Reportagen aus der Ferne weckten so viel Nachbarschaftsgefühl wie selten: Genormte Resorts wie jene in der Tsunami-Zone kennen Millionen aus eigener Anschauung. Die Fernsehzuschauer hatten präzise Vorstellungen davon, über welche Bungalow-Anlagen die Wasserwand hinweggerauscht sein musste.



Verletzter beim Interview*: Opfer in Großaufnahme



Außenminister Powell in Phuket*: Koalition der Willigen



Internet-Suche nach Verschollenen*: Digitale Bilderflut

Auch das Internet und das Handy überbrücken Zeit und Raum mühelos. Die Fotos der vermissten Menschen tauchten auf den Websites auf, die Blogger beschrieben ihre Erlebnisse im Internet und beeinflussten die Wahrnehmung des Ereignisses fast genauso stark wie CNN mit seinem weitverzweigten Korrespondentennetz.

Jetzt werden die Toten von Indonesien und Sri Lanka und Thailand geborgen und beweint und auch die aus Schweden und Deutschland und England und Amerika. Bald aber werden Menschen hier und dort in ihren Alltag zurückgekehrt sein. Was wird dann aus dem planetarischen Bewusstsein, dem Verantwortungsgefühl für eine verwundbare Welt? Verblasst die Anteilnahme über Grenzen und Kontinente hinweg? Werden sich der Irak-Krieg, der Palästinenser-Konflikt, die Rivalität zwischen Amerika und Europa nachhaltig in den Vordergrund drängen? Oder relativiert das große Beben am Ende sogar die menschengemachten Probleme?

Da hat sich eine neue Weltordnung formiert im Schock und im Mitleid mit den Opfern, formiert vor Fernsehgeräten und Computerterminals und in der Solidarität der Radioshows und Chatrooms. Sie denkt global, leidet global, betet global. Der Fischer im indischen Nagapattinam empfand das Grauen ebenso wie der sprachlose Fernsehzuschauer in Göteborg. Eine neue Gemeinschaft bildete sich da spontan.

Die Erste und Dritte Welt vereinten sich als Opfer, sie teilten sich die Massengräber. Die Gesichter der Toten sahen aus wie die von Freunden, von Angehörigen, und die Vermisstenseiten im Internet erlaubten, jedem Einzelnen von ihnen in die Augen zu schauen.

„Ich bin der erste deutsche Außenminister, der es mit einem Tsunami zu tun hat“, seufzte Joschka Fischer am Mittwoch vergangener Woche. Wenn er Fukuyama hie-

* Oben: von einem malaysischen Schiff auf See geborgener Indonesier; Mitte: vor TV-Kameras und einer Pinnwand mit Vermisstenfotos; unten: im Verwaltungszentrum von Phuket Town, Thailand.

ße und Japaner wäre, okay; da hätte er auf alles vorbereitet sein müssen. Aber als Deutscher namens Fischer musste er damit eigentlich nicht rechnen – eher mit Sturmfluten an der Nordsee oder Überschwemmungen irgendwo.

Jetzt stellte der Außenminister fest, dass eine Naturkatastrophe 9000 Kilometer entfernt in Zeiten der Globalisierung zu einem „massiven europäischen Problem“ werden könnte – mit Zehntausenden europäischen Touristen vor Ort und direkter Kommunikation über Satellit, Internet und Fernsehen.

Der Druck, wegen der globalen Verteilung seiner urlaubenden Landsleute „in Echtzeit“ zu handeln, hat für Fischer und seine Mitarbeiter direkte Folgen. Urlaub in fremden Ländern könne er sich eigentlich nicht mehr leisten, meint er: Denn wenn die Krise sich zuspitzt, müsse er vor Ort sein und die zentralen Entscheidungen treffen. In der Silvesternacht um halb eins besuchte er sein Krisenzentrum, um den Beamten an der Telefon-Hotline für ihren Einsatz rund um die Uhr zu danken.

Fischer und Kanzler Gerhard Schröder treten in diesen Tagen den Beweis an, dass sie bei einer verheerenden Springflut in Asien Geborgenheit und Sicherheit in die deutschen Wohnzimmer projizieren können. „Im gemeinsamen Leid

spüren wir die Unteilbarkeit unserer Welt“, sagte der Kanzler, und er klang ein wenig wie Bischof Wolfgang Huber und all die anderen Tröster in diesen Tagen. Das „Zusammenrücken der Welt“ angesichts der Katastrophe eröffne auch für die Lösung globaler Konflikte eine neue „Chance“.

Fürs Zusammenrücken sorgten die Medien. Sie sind die Mittler zwischen nah und fern. Im Fernsehen war die Welt-Katastrophe dabei einmal mehr die Stunde der großen, global agierenden Nachrichtenorganisationen wie CNN und BBC World, die ihre Programmschemata innerhalb kürzester Zeit auf „Breaking News“ umstellten und ihre Korrespondentennetze seither im Dauereinsatz über die Krisengebiete ziehen.

So hat etwa CNN, das in den betroffenen Regionen ohnehin über vier Büros verfügt, inzwischen mehr als 80 Mitarbeiter in die Gebiete entsandt – auch wenn Managing Director Chris Cramer, obwohl aus zwei Irak-Kriegen erfahren in der Krisenberichterstattung, die Flutkatastrophe wegen

ihres Ausmaßes als „eigentlich zu groß für TV-Bildschirme“ beschreibt. Noch mehr personellen Aufwand betreibt die britische BBC World, die 100 Kräfte an insgesamt zehn Schauplätzen der Krisenregion einsetzt.

In den USA, wo die Auslandsberichterstattung außer den Nachrichten von eigenen Kriegsschauplätzen traditionell eine eher untergeordnete Rolle spielt, schaffte das Beben, was in den letzten Monaten keinem anderen Ereignis gelungen war: Auf CNN verdrängte es mehr als eine Stunde lang jegliche Neuigkeiten aus dem Irak, wie ein Moderator ungläubig feststellte. Insgesamt haben der Kanal mit Hauptsitz

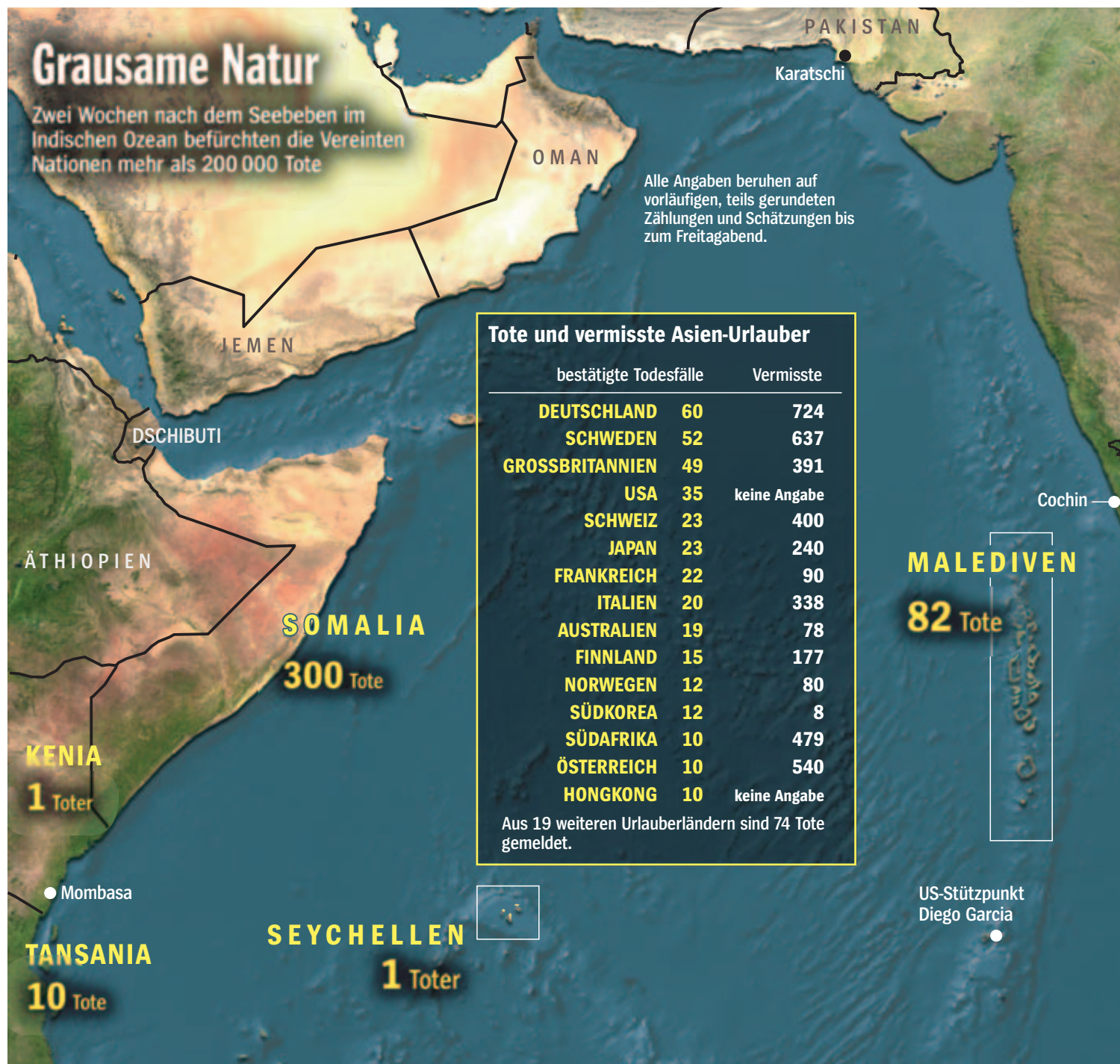
in Atlanta und seine internationalen Ableger bis Ende voriger Woche mehr als 600 Stunden Programm über die Flutkatastrophe gesendet.

Auch deutsche Sender reagierten prompt: RTL entsandte noch am zweiten Weihnachtsfeiertag, wenige Stunden nach den ersten Meldungen aus der Krisenregion, zwei Reporterteams nach Südostasien. Inzwischen hat der Sender seine Teams in Thailand auf vier aufgestockt, zwei Korrespondenten berichten aus Sri Lanka, und zwei Teams werden aus Indonesien senden, wohin RTL künftig sein Hauptaugenmerk lenken will. Mehr als vier Stunden täglich widmet der Privatsender

dem Naturereignis auf der anderen Seite der Erdkugel.

Die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten mobilisierten ihre Korrespondenten wie selten zuvor. Das ZDF beispielsweise entsandte zusätzlich zu den ohnehin feststationierten Korrespondenten in Südostasien insgesamt rund 30 Mitarbeiter aus Redaktionen und Technik ins Krisengebiet.

Der Einsatz von Menschen und Material scheint gerechtfertigt: Jedenfalls war die Nachfrage nach Bildern und Nachrichten aus den Katastrophengebieten riesengroß. CNN registrierte seit den ersten Stunden um bis zu 50 Prozent höhere Einschaltquoten. Die Nachrichten und Sondersen-



dungen von ARD und ZDF zogen die Zuschauer in ihren Bann.

Die Berichterstattung über die Katastrophe bleibt derweil ein Balanceakt – in zahllosen Redaktionen rund um den Globus wird seit dem zweiten Weihnachtstag diskutiert. Welche Bilder können und wollen wir unseren Zuschauern zumuten? Mindestens ebenso brisant ist inzwischen die Frage: Wie authentisch ist das Material? Denn dank der Verbreitung der Digital-Foto- und Videografie liegen von der Flut so viele Amateuraufnahmen vor wie wohl von keiner anderen Katastrophe zuvor – jeder Tourist mit einer Videokamera wurde zum potentiellen Katastrophenreporter.

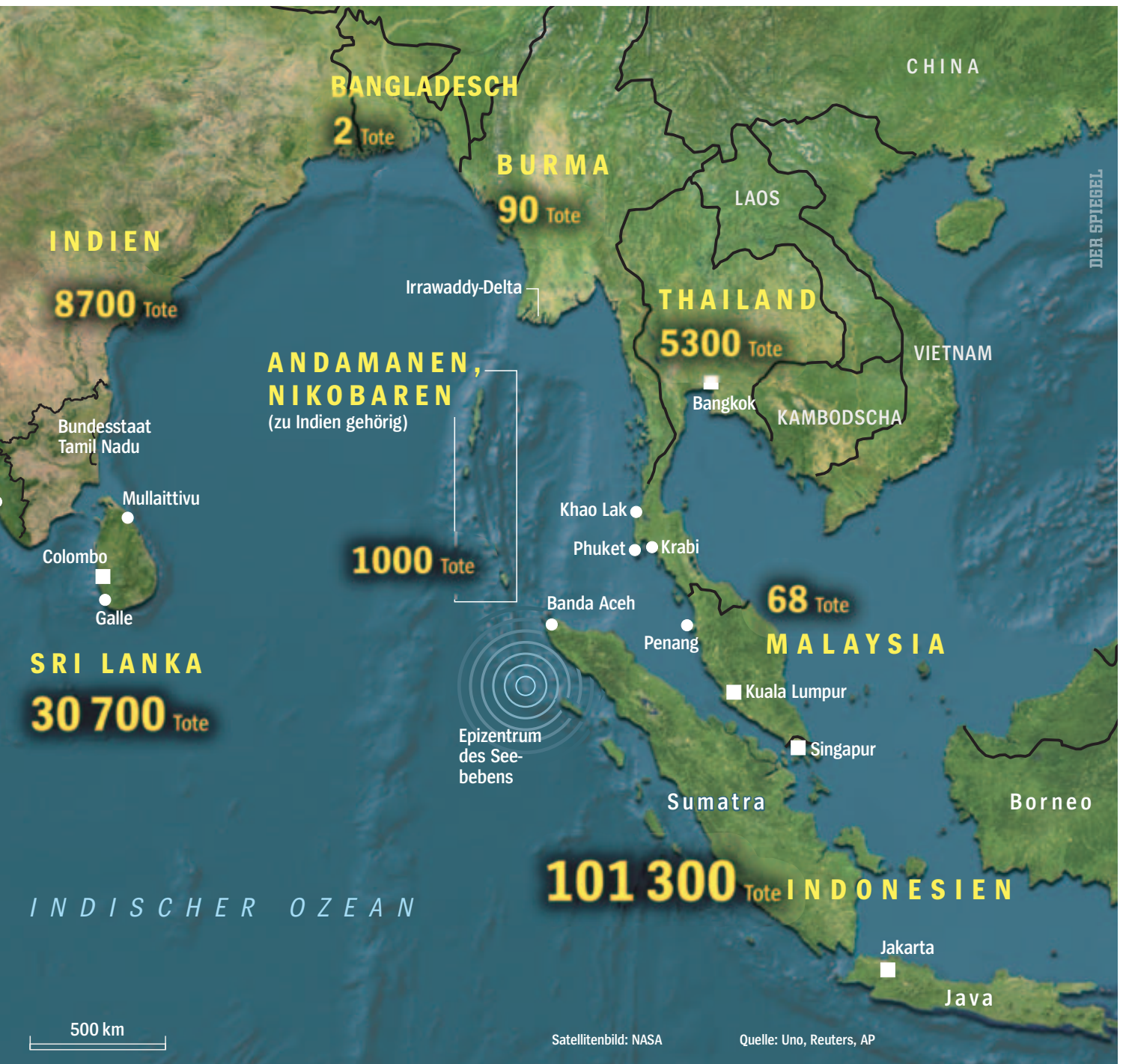
Früh haben große internationale Medienunternehmen deshalb auf ihren Webseiten die Möglichkeit eingerichtet, die eigenen Katastrophenbilder einem internationalen Massenpublikum zugänglich zu machen.

Nicht nur die Internet-Seiten etablierter Medienquellen seither über von Flutinformationen, Fotos und Filmen. Auch die sogenannten Web-Logs – Internet-Tagebücher von jedermann für jedermann – erleben mit der Naturkatastrophe wohl endgültig ihren Durchbruch als feste Größe im Medienalltag (siehe Seite 82).

Doch die digitale Bilderflut hat ihre Tücken – zunehmend tauchen auch Fäl-

schungen oder falsch klassifizierte Fotos und Filme auf. So druckte die Münchner „tz“ etwa am Mittwoch das Foto einer Monsterwelle auf ihrer Titelseite, die über einer Menschengruppe zu brechen droht, allerdings ohne erklärende Bildzeile, dass die Fotos schon Jahre alt sind. Der „Bild“-Zeitung war die Aufnahme zuvor ebenfalls für 1000 Euro angeboten worden. Inzwischen ist klar: Das Bild ist mehr als zwei Jahre alt und zeigt eine Überflutung am chinesischen Fluss Qiantangjiang.

Längst sind Medienunternehmen unterdessen weltweit dazu übergegangen, nicht mehr nur über die Katastrophe zu berichten, sondern sich auch aktiv an Hilfsmaß-



„Ein verlorenes Volk“

In Aceh traf die Flutkatastrophe vom jahrzehntelangen Bürgerkrieg zermürbte Einwohner.

Als der Dorfjunge Nasruddin, den seine Freunde Annas nennen, zehn Jahre alt war, drangen indonesische Soldaten in seine Schule ein. „Sie hielten meinem Lehrer den Gewehrlauf an die Stirn und zwangen ihn niederzuknien“, erinnert er sich. „Sie

kaufswagen, mit dem er am Zentralmarkt Zigaretten feilbot, ging verloren.

Nasruddins Schicksal spiegelt die doppelte Tragödie der Acehnesen wider: Die Katastrophe traf ein Volk, das durch einen schmutzigen Krieg zwischen dem Militär und der Unabhängigkeitsbe-

Militärstützpunkte an, die Armee schlug brutal zurück.

Nach dem Sturz des Diktators Suharto 1998 schien endlich Frieden in Sicht. Beide Seiten einigten sich 2002 auf weitgehende Autonomie; die Region sollte fortan 70 Prozent der Energieeinnahmen erhalten. Als Gegenleistung verlangten die Indonesier von den Rebellen, die Waffen abzuliefern.

Doch die Hoffnung auf ein Ende des Tötens trog: Hardliner bei den Rebellen wie auf Seiten der Regierung boykottierten das Abkommen. In den Dörfern der Provinz herrscht seither wieder die Angst. Viele Familien schicken ihre Söhne in die Städte, weil sie nicht wollen, dass sie ins Visier der Armee geraten. „Wen die Soldaten verdächtigen, für die Gam zu sein, der ist schon so gut wie tot“, sagt ein Pädagoge einer islamischen Schule in Banda Aceh. Die Gam wiederum presst den Bürgern hohe Steuern ab.

Noch wenige Stunden vor dem Tsunami hatten sich die Bürgerkriegsparteien erneut Scharmützel geliefert – dann rissen Erdbeben und Flutwellen Tausende von Soldaten und Rebellen in den Tod. Doch der Konflikt geht weiter – trotz des Desasters. Die rund 40 000 Soldaten werden bei der Notversorgung gebraucht, die Führung der Aufständischen im schwedischen Exil rief einen Waffenstillstand aus.

„Die Armee hat nun die einmalige Chance, Herz und Verstand der Acehnesen zu erobern“, sagt ein deutscher Katastrophenhelfer. Doch womöglich hat Jakarta die Gelegenheit schon verspielt: In vielen Siedlungen und Flüchtlingslagern warteten die traumatisierten Bewohner der Region bisweilen tagelang vergebens auf Hilfe. „Wenn die Leute nicht schnell Nahrungsmittel bekommen, laufen sie zur Gam über“, warnte vergangene Woche ein lokaler Beamter im Lagezentrum hinter dem Gouverneurspalast – und bekam sofort ein paar Säcke Reis zugeteilt.

Selbst die Tatsache, dass die Küste der Bürgerkriegsprovinz zerstört ist, hat an der Haltung der Streitkräfte wenig geändert. Panzerwagen patrouillieren auch durch die ausradierten Straßen von Banda Aceh. Die Soldaten legen ihr Gewehr selbst dann nicht ab, wenn sie Leichen bergen. Polizisten regeln mit umgehängter Waffe den Verkehr.

Nasruddin glaubt nicht, dass die Bürgerkriegsparteien nach der Sintflut zur Vernunft kommen werden. Er hat sich entschlossen, Banda Aceh zu verlassen, er will nach Medan oder Jakarta ziehen: „Hier halte ich es nicht mehr aus. Hier habe ich keine Zukunft mehr.“

ANDREAS LORENZ



Flutopfer Nasruddin im zerstörten Banda Aceh: Waffenstillstand ausgerufen

haben ihn vor uns gedemütigt.“ Die Militärs hatten den Erzieher verdächtigt, mit den Guerilleros der „Bewegung Freies Aceh“ (Gam) zu sympathisieren. Ironischerweise hat erst dieser Vorfall Nasruddin und viele Klassenkameraden zu Gegnern des Regimes gemacht. „Seitdem verachte ich die Indonesier“, sagt er.

Vor den Schikanen des Militärs in den Dörfern von Aceh floh Nasruddin wenige Jahre später in die Provinzhauptstadt Banda Aceh, wo er sich sicher wähnte. Dort traf ihn am vorvergangenen Sonntag die Naturkatastrophe; seine Frau Asmawati, 27, und sein Sohn Aris Mumanar sind seither verschwunden.

Jetzt streift Nasruddin, 30, durch den verwüsteten Stadtteil Kampung Jawa und schaut auf die Stelle, an der einst sein Heim stand. Von seinem Holzhäuschen ist nichts geblieben. Auch sein Ver-

wegung längst zermürbt ist. 28 Jahre halten die Unruhen schon an, mehr als 12 000 Menschen starben. „Erst der Konflikt und nun der Tsunami“, klagt in Banda Aceh ein Geschäftsmann, der im Schlamm vor seinem Laden steht. „Wir sind ein verlorenes Volk.“

Seit 1976 kämpft die Gam in der Region am nordwestlichen Ende Sumatras für einen eigenen Staat. Die Rebellen und ihre Anhänger fühlen sich von der korrupten Lokalverwaltung vernachlässigt und von Jakarta um Bodenschätze geprellt – 1971 hatte der Konzern Mobil Oil Indonesia große Gasfelder vor der Küste entdeckt.

Seither fließt jährlich rund eine Milliarde Dollar in die Kassen der Zentralregierung; für die 4,3 Millionen Bewohner der Provinz blieb wenig übrig. Die Enttäuschung entzündete die Rebellion der Acehnesen. Gam-Guerilleros griffen

nahmen zu beteiligen. Viele internationale Nachrichten-Organisationen richteten auf ihren Web-Seiten etwa Datenbanken zur Suche nach Vermissten ein, riefen zu Spenden auf oder spendeten selbst. ZDF und „Bild“ sammelten gut 40 Millionen Euro bei einer Spendengala ein.

Zu anderen Zeiten wären solche Grenzüberschreitungen anstößig. Zu anderen Zeiten brächen Debatten aus über die Rolle der Medien und das Geschäft mit dem Grauen. Aber unter dem Zeichen globaler Katastrophen gelten andere Maßstäbe.

Dabei sind Naturkatastrophen unparteiisch, rücksichtslos, blind, sie unterscheiden nicht zwischen Guten und Bösen, gehorchen überhaupt keiner Strategie. Sie sind wie Strafgerichte, denen selbst christliche oder muslimische Fundamentalisten keinen Sinn abgewinnen können.

Der Tsunami räumte die Familienstrände in Khao Lak ab, ließ aber die Puffmeile auf Phuket intakt. Er richtete Arme und Reiche, tötete Muslime, Buddhisten, Shintoisten, Christen, Atheisten. In Velankanni, einer für indische Christen heiligen Stadt, wurden vor einer Kirche Gläubige vom Meer verschlungen.

Es sind die Kinder, die am meisten an den Folgen der Riesenwelle leiden. Die Vereinten Nationen sprechen bereits von

UMFRAGE: FLUTKATASTROPHE



„Haben Sie den Eindruck, dass die Bundesregierung bei der Hilfestellung für deutsche Touristen und ihre Angehörigen gute Arbeit leistet?“

JA 82 %

8% NEIN

„Wie viel Geld wollen Sie für die Opfer der Flutkatastrophe spenden bzw. haben Sie schon gespendet?“

nichts 15 %

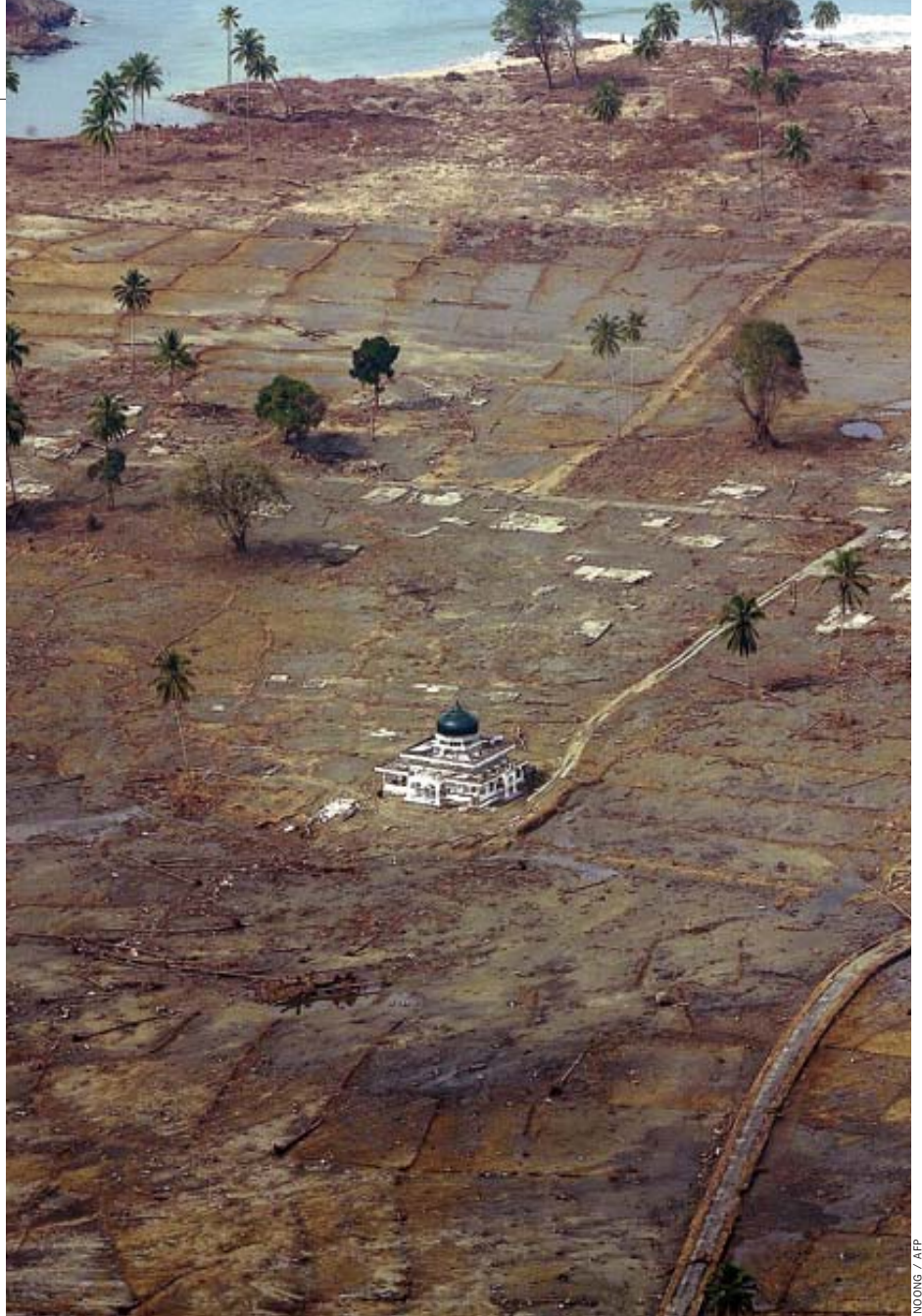
1 bis 50 Euro 54 %

51 bis 200 Euro 22 %

201 bis 500 Euro 2 %

mehr als 500 Euro 1 %

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 4. bis 5. Januar; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/keine Angabe



INDOONG / AFP

Moschee im zerstörten Ort Meulaboh (Indonesien): Alles ist machbar, alles ist heilbar

einer „Generation Tsunami“ – Kinder und Jugendliche, die im Wasser alles verloren haben: Eltern, Geschwister, Freunde, ein Zuhause und oft auch die physische und psychische Gesundheit. Wie soll die elfjährige Sylvia jemals vergessen, dass sie 24 Stunden lang, an einen Holzblock geklammert, vor der Küste Sri Lankas in der See trieb, bevor Rettung kam? Wie soll die vierjährige Mimani jemals damit klarkommen, dass man sie für tot hielt und in der Leichenhalle ablud, bis ihr Opa sie fand?

„Posttraumatisches Stress-Syndrom“ nennen es Psychiater, wenn Menschen wie Gamini Liyanage ihren Kopf immer wieder gegen die Wand schlagen, bis sie bluten. Die Riesenwelle hat ihm seine dreijährige Tochter aus den Armen gerissen. Sie fanden ihren Körper Stunden später.

Bis zu 500 Flut-Waisen sind allein in dem Auffanglager bei Galle auf Sri Lanka un-

tergebracht. 20 Flüchtlingscamps nur für Kinder wurden im Katastrophengebiet von Banda Aceh auf Sumatra eingerichtet. Bürgerrechtsgruppen berichten von ersten Vergewaltigungsfällen. Menschenhändler versuchen sich an die verzweifelte Kinder heranzumachen.

In Thailand, in Indonesien und auf Sri Lanka warnen Hilfsorganisationen vor Schlepperbanden, vor kriminellen Adoptionen, vor dem Rekrutieren der Kinder als Soldaten oder Prostituierte.

Die Katastrophe, die die Welt auf den Kopf stellte, bringt nicht nur das Beste hervor, sondern auch das Schlechteste. Auf Phuket verkauften Händler Videos und CD-Roms mit schnell zusammengestellten Bildern der Katastrophe – the Best of Horror. Überlebende berichten von Gangstern, die sich auf eine ganz besondere Form der Erpressung spezialisiert haben: Sie suchen Leichen und verkaufen sie verzweifelte



Helfer Hoping, Sting
Das erste Zeichen der Hoffnung

nach der Alarmierung, ankommt, ist Mathes erleichtert. An Bord: zwei Geländewagen und ein geländetauglicher Laster. Dazu zwei Wasseraufbereitungsanlagen samt Chemikalien für vier Wochen, zehn schwere Wasserpumpen sowie ein Überlebenspaket mit Zelten und Nahrung für das Team für einen Monat. Abfahrt am nächsten Morgen mit den eigenen Autos und drei vollbeladenen gemieteten Lastwagen indischer Produktion mit Holzaufbau. 360 Kilometer geht es vorbei an Reisfeldern, Teeplantagen und dann mitten durch den Dschungel.

Je weiter der Konvoi nach Osten kommt, desto schwieriger wird die Fahrt. Die Straße wird schmal. Der Dauerregen hat die Piste ausgewaschen. Sie fahren vorbei an Lastwagen, die Hilfsgüter geladen hatten, aber in Gräben abgerutscht sind. In der Dämmerung blockieren Elefanten die Straße.

Am Mittag des folgenden Tages sind sie am Ziel. Sie bauen ihre Maschinen nahe der Lagune auf. Die Generatoren springen an, die Maschinen saugen dreckiges Wasser an, und bald fließt sauberes aus den Schläuchen. Menschen strömen herbei, mit Kanistern, Flaschen, Eimern.

Ein klimatisierter Bus kommt die überschwemmte Hauptstraße entlang. Drinnen sitzen zwei amerikanische Ärzte, zwei Krankenschwestern und zwei Journalisten. Sie suchen nach Verletzten. Aber die sind längst in die Krankenhäuser geflogen worden.

Es gebe meist ein Chaos, wenn die Helfer kommen, sagt Mathes. Er kennt sich aus, ist seit 25 Jahren immer wieder im Einsatz, in Indien, im Sudan, im Tschad, überall. Er hat oft erlebt, dass falsche Hilfsgüter geschickt wurden – und Helfer, die nicht wussten, was sie eigentlich tun sollten.

So wie eine Gruppe von Rettungssanitätern der Deutschen Lebens-Rettungs-Gesellschaft aus Frankfurt (Oder). Die Männer waren zwar schnell da, mussten aber bei der deutschen Botschaft in Colombo übernachten, weil niemand etwas mit ihnen anzufangen wusste.

Mathes und seine Kollegen hingegen wissen, was zu tun ist. Für Habarakada Perera, 51, ist ihr Einsatz das erste Zeichen der Hoffnung. Er sitzt auf den Trümmern seines Hauses an der zerstörten Brücke, die über die Lagune nach Komari führt. Einst der schönste Platz im Ort. Aus den alten Ziegeln will Perera ein neues Haus bauen. Dank der Hilfe ist sein Brunnen wieder sauber. Und sauberes Wasser ist Leben. ANDREAS ULRICH

Konvoi im Dschungel

Deutsche Rotkreuz-Experten helfen an der abgelegenen Ostküste Sri Lankas.

Die Sonne versinkt hinter der Lagune von Komari auf Sri Lanka, als Marcus Sting, 31, und Hubert Hoping, 48, den Saugschlauch aus dem Brunnen ziehen und die Wasserpumpe auf der Ladefläche ihres Wagens verstauen. Gerade noch geschafft – sie haben verseuchtes Wasser aus dem Schacht gepumpt, was jetzt nachfließt, müsste wieder trinkbar sein.

Schnell bricht am vergangenen Mittwoch die Nacht herein, und dann wird es stockdunkel in dem Ort, der einst ein Paradies unter Palmen war und der jetzt um Hunderte Tote trauert. Bunte Häuser aus Stein fügten sich zwischen Strand und Lagune um einen Hindu-Tempel und zwei christliche Kirchen. Vorher. Die Gotteshäuser Komaris stehen noch, der Rest ist weggespült. Der mörderische Tsunami hat das ganze Dorf einfach in die Lagune geschoben.

Fast hätten die beiden Experten des Deutschen Roten Kreuzes die Hoffnung aufgegeben, ihren Einsatzort an der Ostküste Sri Lankas zu erreichen. Das Team um Einsatzleiter Dieter Mathes, 53, vier Männer und eine Frau, war schon eine Woche zuvor vom Flughafen Köln-Bonn aufgebrochen, um im Katastrophengebiet von Sri Lanka aus verdrecktem Wasser Trinkwasser zu machen. Sauberes Trinkwasser ist hier das Wichtigste. Ohne das kommen die Seuchen, kommt die Katastrophe nach der Katastrophe.

Komari liegt an der Ostküste der Insel. Die Region ist am stärksten betroffen von der tödlichen Welle. Doch gleichzeitig ist die Hilfe hier am schwierigsten. Der Osten ist abgelegen, schwer zu erreichen und außerdem Tamilen-Gebiet, ehemalige Kampfzone während des Bürgerkriegs

also. Es herrscht ein brüchiger Waffenstillstand. Und der Einsatz zeigt, wie schwierig es ist, Hilfe zu leisten im Chaos.

Eigentlich hätten die Deutschen schon viel früher hier sein sollen. Als sogenanntes Field Assessment and Coordination Team im internationalen Verbund des Roten Kreuzes sind sie immer innerhalb von zwölf Stunden abflugbereit.



Die Alarmierung kam aber erst zwei Tage nach der Katastrophe. Am dritten Tag ging es endlich los. Mit einer gecharterten Iljuschin 76 flogen sie Richtung Colombo. Schon bei der Zwischenlandung in Libyen kam die erste schlechte Nachricht. „Problem am Triebwerk“, sagte der Pilot, „ist in drei Stunden repariert.“ Es dauerte drei Tage. Das Team stieg um und flog mit norwegischen Helfern nach Fudschaira in den Vereinigten Arabischen Emiraten und erst 36 Stunden später nach Colombo.

Als das Frachtflugzeug endlich am vergangenen Montag, fast eine Woche



ROLF VENNENBERND / DPA

Hilfstransport des Deutschen Roten Kreuzes auf dem Flughafen Köln/Bonn: „Sehr viele Tote und im Verhältnis dazu wenige Verletzte“

Angehörigen. Bei 50 bis 100 Dollar für einen erwachsenen Toten stand der Kurs vergangene Woche.

Der seelische Schaden, den Menschen in Katastrophen erleiden, ist unmessbar. Der materielle Schaden, so viel weiß man schon jetzt, ist planetarisch. Wochen wird es dauern, bis die Trümmer beseitigt sind. Jahre, bis die am schwersten beschädigten Gebiete wieder auf den Stand vom 25. Dezember 2004 zurückkehren. Darauf kann es eigentlich nur eine planetarische Antwort geben, eine utopische, so etwas wie die Nothilfe einer Weltregierung.

Nur, wie sollte die aussehen?

Sie müsste, so sah es zunächst das Weiße Haus, von den USA gestellt werden, gemeinsam mit einer ad hoc gefundenen Koalition der Willigen, zu der Australien, Japan und Indien gehören sollten. Frankreich fühlte sich umgehend provoziert, als aus Washington abschätzige Kommentare zu den Hilfeleistungen der Grande Nation zu hören waren. Kaum zurück aus dem Urlaub aus Marokko, schimpfte Jacques Chirac wieder mal auf den US-Präsidenten: George W. Bush kalkulierte „schnöde“ und machte mit seinen Hilfeleistungen für das muslimische Indonesien lediglich „Propaganda“.

Prompt stockte Amerika seinen Hilfsfonds auf 350 Millionen Dollar auf. Der Präsident entsandte seinen Bruder Jeb, den Gouverneur Floridas, ins Katastrophengebiet, gemeinsam mit Außenminister Colin Powell, der „amerikanische Werte in Aktion“ vorzuführen versprach, ohne allerdings im Einzelnen zu erklären, inwieweit

die sich etwa von norwegischen, indischen oder englischen unterschieden.

Größere Teile der Präsidenten-Familie sind für die gute Sache im Einsatz. Nach der Rekrutierung seines Bruders schickte der US-Präsident seinen Vater gemeinsam mit Vorgänger Clinton mit der Sammelbüchse hinaus ins Land. Auch als Spender will sich Amerika die Weltführerschaft nicht streitig machen lassen.

Japan meldete sich mit 500 Millionen Dollar zur Stelle, und die Deutschen, zunächst in der Länderwertung der Spenden

Eigentlich kann es auf den Tsunami nur eine Antwort geben – eine planetarische, eine utopische: die Nothilfe einer Weltregierung.

der mit 20 Millionen Euro abgeschlagen im Mittelfeld, katapultierten sich mit dem Versprechen auf eine halbe Milliarde Euro nahe an die Australier, die 765 Millionen Dollar avisierten und dann auf 810 Millionen erhöhten.

Das sei natürlich eine „gegriffene Summe“, kommentierte Kanzler Schröder den deutschen Beitrag. „Aber“, so setzte er schnell nach, „das sind keine Kredite, das ist Geld.“ Es bleibt allerdings sogar den Kanzler-Adlaten rätselhaft, wo die halbe Milliarde herkommen soll. Mehr als 100 Millionen werden dieses Jahr wohl auf keinen Fall bereitgestellt.

Plötzlich schien weltweit ein Ausweg aus der Ohnmacht gefunden zu sein – man würde die planetarische Katastrophe mit astronomischen Zahlen zurück in die

Schranken weisen. Ein Spenden-Tsunami – vier Milliarden Dollar insgesamt allein an staatlichen Geldern, dazu noch eine Milliarde aus Privatspenden –, drückte zunächst einmal Mitgefühl aus, aber auch politisches Kalkül. Gleichzeitig war diese Spendenflut aber auch ein Beschwörungsritual der Großmächte, nach dem Motto: Alles ist machbar, alles ist heilbar, wenn wir gemeinsam spenden, gemeinsam trauern und gemeinsam innehalten.

Die Welt rückte zusammen. Coca-Cola spendet und Michael Schumacher oder Sandra Bullock und viele Hollywood-Stars. Ungeahnte Ausmaße nahmen aber auch die Spenden der vielen tausend Unbekannten ein. Die deutschen Privatspender lagen auch hier mit 250 Millionen Euro weltweit ziemlich weit vorn. Geiz war angesichts dieser Katastrophe überhaupt nicht mehr geil, mehr als die Hälfte der Deutschen hatte gespendet.

Der Weg zu einer gemeinsamen Weltpolitik ist allerdings dornig. Das Instrument dafür steht – theoretisch – bereit: Das ist die Weltorganisation Uno, die den Globus im Wappen führt.

Nichts könnten Kofi Annan und seine Administration jetzt besser brauchen als einen strahlenden Erfolg. Eine weltweite Rettungsaktion, bei der die New Yorker Zentrale Führungsstärke und Managementfähigkeiten beweist und die alle Fehler vergessen macht, das wäre es. Das würde selbst die USA zum Schweigen bringen, die wenig von der Weltorganisation und noch weniger von ihrem Generalsekretär halten.

Am Donnerstag vergangener Woche traten die Spenderländer in Jakarta zusam-

men. Tatsächlich könnte diese Konferenz Geschichte machen als Geburtsort einer neuen Stufe in den internationalen Beziehungen. Als sie am Donnerstagmorgen begann, waren seit der offiziellen Einladung kaum 100 Stunden vergangen – und doch saßen Staats- und Regierungschefs aus aller Welt pünktlich am Tisch, dazu Generalsekretäre, Minister, Exzellenzen und Botschafter wie der Deutsche Joachim Brou-

dré-Gröger, der Außenminister Fischer vertreten durfte. Drumherum rumorten 900 hektisch akkreditierte Journalisten.

Selten zuvor hat eine Konferenz so sichtbar die globale Beschleunigung und Vernetzung bezeugt. Und selten zuvor verlief eine Konferenz so emotional. Die Sprecher im Saal bekannten sich weniger routiniert als gewöhnlich zu Trauer und Bestürzung, Weltbank-Delegierte sprachen auf den Flu-

ren nicht über Geld, sondern über Gefühle, und Generalsekretär Annan beschrieb die Stimmung treffend, als er in seiner Rede sagte: „Dieses Desaster war so brutal, so schnell, und es ist so folgeschwer, dass wir noch immer um Fassung ringen.“

Als hätte die Katastrophe die Hierarchie des Weltpolitikbetriebs außer Kraft gesetzt, saßen die Delegationen aus den USA und Westeuropa, die sich gerade noch mit Sot-



Leoparden, Elefanten im Yala-Nationalpark, Flutschäden auf Sri Lanka: „Flucht in sichere Gebiete, Tierkadaver finden sich kaum“

Warnendes Brummen

Auffallend wenige Wildtiere ertranken – schützte sie ihr Instinkt vor der Killerwelle?

Sie waren wegen der Tiere gekommen. Im Yala-Nationalpark wimmelt es nur so von ihnen. Ein Leopard pro Quadratkilometer, heißt es in Reiseführern über diesen malerischen Landstrich im Südosten Sri Lankas.

Doch der 26. Dezember 2004 war für die Touristen eine Enttäuschung: Von den wilden Tieren war morgens seltsamerweise nur wenig zu sehen. „Kein einziger Leopard hatte sich gezeigt“, erinnert sich Uditha Hettige, einer der Tierkundler und Führer. „Nicht einmal die Wildschweine kamen an die Lodges, um nach Abfällen zu stöbern.“

Dafür eilten drei Elefanten angeblich schnellen Schrittes landeinwärts – eine Stunde bevor der unbeschwerte Urlaubstag zum Desaster wurde.

Hettige ließ sich zum Frühstück nieder, und sein Blick schweifte über eine langgezogene Lagune, die sich hinter dem Strand am Indischen Ozean erstreckt. Plötzlich schossen die Wildvögel in riesigen Schwärmen empor. „Ich dachte mir noch, die kann doch kein Raubtier aufschrecken haben“, erinnert sich Hettige, „da sah ich am Horizont die Welle.“

In Panik flohen die Menschen vor den Wassermassen. Einige der Parkwächter

retteten sich auf Bäume, von ihnen hört man nun ebenfalls Wunderliches: „Kein einziger Affe war dort zu sehen.“

Die Opferbilanz im Nationalpark: Rund 60 Menschen starben, davon viele Touristen. „Nur Tierkadaver finden sich kaum“, berichtet Hettige, der sich aus den Fluten retten konnte.

Kann es sein, dass die Tiere einen sechsten Sinn für das aufziehende Unheil hatten – während der Mensch, selbsternannte Krone der Schöpfung, ahnungslos ins Verderben stolperte? Für Wildschützer Hettige jedenfalls ist der Fall klar: „Die Tiere sind einem Instinkt gefolgt und haben rechtzeitig die Flucht in sichere Gebiete angetreten.“

Ähnliche Berichte treffen aus anderen Katastrophengebieten ein:

- In Thailand sollen Minuten vor der Katastrophe Elefanten, teils mit Touristen auf dem Rücken, von einer panischen Unruhe befallen worden sein. Sie rissen sich von ihrem Führer los und zogen weg vom Meer.
- Im indischen Naturschutzgebiet Point Calimere brachten sich Flamingos, die zu dieser Jahreszeit dort brüten, ebenfalls rechtzeitig in Sicherheit.

- Noch vor dem Auftreffen der Welle im sri-lankischen Dikwella sollen Fledertiere aufgefliegen sein.

Viele Zoologen reagieren skeptisch auf solche Anekdoten. Vermutlich seien nur deshalb weniger Wildtiere umgekommen, weil sie nicht direkt an der Küste leben.

Weniger Zweifel bestehen, dass sich zumindest einige Tiere vor einem Erdbeben auffällig verhalten können. „Vor allem Schlangen und Frösche verfügen über ein außergewöhnlich empfindliches Gespür für Erschütterungen“, sagt Andreas Elepfandt, Sinnesbiologe von der Humboldt-Universität in Berlin.

Auch elektrisch geladene Teilchen in der Luft werden als Alarmzeichen für Tiere diskutiert. Diese Teilchen werden freigesetzt, wenn Gestein gequetscht wird und ein elektrischer Fluss entsteht – ein Phänomen, das der deutschstämmige Nasa-Forscher Friedemann Freund für die Erdbebenvorhersage nutzen will. „Für die Tiere ist der sechste Sinn in Wahrheit der erste“, vermutet Freund.

Wegen der Entfernung vom Epizentrum des Seebebens dürften die Reaktionen der Tiere in Asien jedoch eher etwas mit der Flutwelle selbst zu tun gehabt haben. Chemiker Helmut Tributsch von der Freien Universität Berlin hat Vibrationen im Verdacht, die entstehen, wenn der Tsunami über den Meeresboden rollt. „Das Gestein überträgt die Erschütterung schneller, als die Welle selbst vorankommt“, sagt Tributsch, der ein Grundlagenwerk über das Verhalten von Tieren vor Erdbeben ge-



GEMUNU AMARASINGHE / AP

schrieben hat. „Es wäre durchaus denkbar, dass die Tiere das spüren.“

Eine andere Theorie konzentriert sich auf den Schall oberhalb der Wasseroberfläche. Das Getöse der entfesselten Elemente, so die Vermutung, produziert Infraschall – besonders langwelligen Schall –, der sich schneller ausbreitet als der Tsunami. Auf dieser tiefen Frequenz kommunizieren beispielsweise Elefanten. „Ihr Gehör ist wie geschaffen für dieses Brummen“, erklärt Biologe Elepfandt.

Das menschliche Ohr kann diese Töne nicht wahrnehmen; und doch gibt es Hinweise, dass diese Schwingungen in irgendeiner Weise auch auf den Menschen wirken. Bei Versuchen mit einer Orgelpfeife, die an bestimmten Stellen eines Konzerts Infraschallwellen erzeugte, gaben Besucher später an, Angst verspürt zu haben. Mit diesem unterschwelligen Gefühl lässt sich im Katastrophenfall nichts anfangen.

„Die Warnzeichen aus dem Strom von Wahrnehmungen herauszufiltern, die ständig auf uns einprasseln, haben wir im Laufe unserer Entwicklung verlernt“, sagt Biologe Elepfandt.

Ob die Vierbeiner wirklich sensibler sind, wird sich vielleicht bald nachweisen lassen: Einige der Elefanten im Yala-Nationalpark waren mit Satelliten-Ordnungsgeräten ausgestattet. In welche Richtung sich die Dickhäuter kurz vor der Katastrophe bewegt haben, ist in den Computern der Naturschützer gespeichert.

GERALD TRAUFTETTER

tisen überzogen hatten, wie bescheidene Zuhörer im großen Rechteck des blau bespannten Konferenztischs von Jakarta. Das Wort führten die Asiaten – und sie taten es nicht wie Bittsteller, sondern von gleich zu gleich.

Es war aussichtslos, in dieser Situation eine Führungsrolle der USA beim Wiederaufbau der zerstörten Gebiete beanspruchen zu wollen, wie dies die Amerikaner in den Tagen zuvor immer wieder getan hat-

Naturkatastrophen sind unparteiisch und blind. Sie unterscheiden nicht zwischen Guten und Bösen. Sie gehorchen keiner Strategie.

ten. In Jakarta verkündete US-Außenminister Powell eine Wende, die niemand seinem fernen Präsidenten zugetraut hätte: Er bekannte sich für die USA zur Führungsrolle der Uno bei allen anstehenden Aktionen und brachte damit beide, die Supermacht und die Weltorganisation, einander so nah wie seit Jahren nicht.

Es war indes Kofi Annan selbst, der die Konferenz aus den Wolken des Wohlwollens zurückholte auf den Boden harter Tatsachen. Indonesiens Präsident Susilo Bambang Yudhoyono hatte schon gesprochen, ebenso der Regierungschef von Laos und der aus Singapur, als Annan ungeachtet aller bisherigen Hilfszusagen in Milliardenhöhe trocken sagte: „In den nächsten sechs Monaten werden wir 977 Millionen Dollar brauchen.“

Ein Satz, der nur auf den ersten Blick rätselhaft wirkt. Er meint im Klartext: Kün-

digt mir nicht Milliarden an, sondern zahlt Millionen. Schwelgt nicht in verbaler Hilfsbereitschaft, sondern überweist uns Cash. Ein Appell auch an die Ölscheichs und Emire des Nahen Ostens, die sich beim Spenden bislang erstaunlich zurückgehalten hatten – so als verharren sie noch immer in ihren Wüstenparadiesen, von denen aus sie die Welt allenfalls als Bittsteller, selten als Partner betrachten.

Doch für die Perspektiven der globalisierten Einen Welt wird viel davon abhängen, dass schnell – und in bar – geholfen wird. Dass nicht, wie vergangenes Jahr nach dem Erdbeben im iranischen Bam, 1,1 Milliarden Dollar zugesagt werden, von denen nach Angaben Teherans nur 17,5 Millionen ankommen. Dass nicht, wie 1988 nach den Verwüstungen des Hurrikans „Mitch“ in Zentralamerika, von versprochenen 8,7 Milliarden Dollar kaum ein Drittel wirklich fließen. Dass nicht, wie in Afghanistan, von 700 Millionen nur 350 Millionen Dollar gesendet werden.

Aber Annans kühler Satz meint noch mehr: Er wünsche sich, so hatte er am Vortag der Jakarta-Konferenz im CNN-Interview gesagt, „frisches Geld“. Also keine Mittel, die aus anderen Engagements, im Kosovo etwa, in Sierra Leone oder in Darfur, umgeschichtet werden. Oder Geld, mit dem vorrangig die Militäroperationen überall im Katastrophengebiet bezahlt werden. Die Opfer brauchen direkte Hilfe, um wieder ein Leben zu haben, oder wenigstens eine Perspektive.

Noch sind die staatlichen und nicht-staatlichen Hilfsaktionen für die verwüsteten Küsten Asiens, die rund zehn Tage nach der Katastrophe auf Hochtouren kamen, eher improvisiert als organisiert und damit eine ungeduldige Selbstströngung: Die internationale Gemeinschaft will die neue Solidarität beweisen, will aber auch so schnell wie möglich zur alten Tagesordnung zurück:

die große Verunsicherung vergessen, diese Kränke, die der Erde zugefügt wurde.

Erstaunliches tut sich da zuweilen. Alte mörderische Konflikte ruhen nach dem Tsunami. Selbst in Sri Lanka, wo der Bürgerkrieg zwischen Singhalesen und Tamilen jederzeit wieder ausbrechen kann, sorgen die verfeindeten Volksgruppen dafür, dass die Hilfe dahin kam, wo sie am dringendsten benötigt wurde.

Hier, wo sich Terroristen der Befreiungstiger auch mit Selbstmordanschlägen die Unabhängigkeit von der singhalesischen Mehrheit erkämpfen wollten, gehen sie nun gemeinsam mit den Offiziellen daran, Kinder zu bergen und Tote zu beklagen.

In Mullaittivu, einem einst 7000-Einwohner-Ort, wo viele Kampfschiffe der „Sea Tigers“ vom Tsunami zerstört wurden, und in Kilinochchi arbeiten unter der

„Narben der Erinnerung“

Die Dresdner Psychologin Clivia Langer über seelische Traumata und den richtigen Umgang mit den Opfern



Langer, 43, ist Notfallpsychologin beim Malteser Hilfsdienst und Leiterin der Fachgruppe Notfallpsychologie im Berufsverband Deutscher Psychologen (BDP).

SPIEGEL: Sie haben etliche Heimkehrer aus dem Flutgebiet getroffen. In welcher Verfassung waren die Menschen?

Langer: Alle hatten Schreckliches erlebt, dazu die eigene Todesangst – zu vergleichen am ehesten mit dem Erlebnis von Kriegszerstörungen oder Anschlägen.

SPIEGEL: Wie wirkt sich das aus?

Langer: Bei vielen steigen die Schreckensbilder immer wieder unkontrollierbar hoch. Eine Rückkehrerin hörte bloß, wie eine andere Urlauberin von der Flutwelle in Phuket berichtete. Als diese das Wort „Wasserwand“ aussprach, kamen ihr die Tränen, ihre Atmung fing an zu fliegen. Traumatisierte, die von ihren Erlebnissen berichten, können dadurch eine Retraumatisierung erleiden. Das ist keine normale Erinnerung, sondern sie sind dann wieder in der Situation, sehen das Wasser kommen, haben die Gerüche in der Nase, hören das Grollen, die schrecklichen Schreie. Irgendein Reiz kann dieses Wiedererleben auslösen. Ein Heimkehrer aus Phuket bekam zu Hause beim Geräusch der Klospülung plötzlich panische Angst.

SPIEGEL: Wie wehren sich die Traumatisierten gegen diese Reaktionen?

Langer: Manche vermeiden alles, was sie an die Situation erinnern könnte. Das kann damit anfangen, dass man im Fernsehen schnell wegschaltet. Es kann damit enden, dass man nicht mehr vor die Tür geht. Das Gedächtnis kann Sequenzen des erlebten Horrorfilms ausblenden: Eine Frau erzählte mir, wie eine Welle sie durch einen Wald ins Meer zog. Sie erinnerte sich nicht daran, wie sie überhaupt dorthin gelangt war. Die Schnipsel sind aber nicht weg, nur falsch abgelegt. Ungefragt kommen sie wieder empor.

SPIEGEL: Wie entstehen solche Filmrisse?

Langer: Wenn die Seele nicht ertragen kann, was dem Körper geschieht, kann die Seele sich wegbeamen aus diesem Szenario. Man scheint nicht mehr mitzukriegen, was um einen herum geschieht. Eine Frau, die vom Balkon ihres Hotels in Sri Lanka alles mitangesehen hatte, sagte etwa, sie habe seither ein

Gefühl wie Watte im Kopf. Bei anderen ist das ganze Nervensystem ständig auf Alarm geschaltet, obwohl sie längst wieder in Sicherheit sind. Urlauber aus Phuket erzählten, dass sie nicht schlafen können, ihr Herz rast, sie sind sehr gereizt.

SPIEGEL: Ist solch ein Verhalten normal?

Langer: Für den Psychologen schon. Laien können aber oft nicht deuten, warum sie ihre Frau anschreien oder in der Toilette anfangen zu zittern, warum ihnen Erinnerungen fehlen oder sie sich schuldig fühlen, weil sie überlebt haben.

SPIEGEL: Ab wann geht eine Reaktion über das Normale hinaus?



Deutsche Flutopfer (in Phuket)
„Daueralarm im Nervensystem“

Langer: Wenn ich nach zwei, drei Wochen zum Beispiel nur noch unstillbar weine, nicht mehr sprechen kann oder plötzlich viel Alkohol trinke, sollte ich mir sofort psychologische Hilfe suchen.

SPIEGEL: Würden die Störungen nicht irgendwann von selbst verschwinden?

Langer: Das Risiko besteht, dass sich das körpereigene Alarmsystem im Gehirn verselbstständigt. Die Ausschüttung von Stresshormonen, die jemanden in Khao Lak in die Lage versetzt hat, barfuß über

Scherben zu rennen oder sich mit übermenschlicher Kraft an eine Palme zu klammern, wiederholt sich unnötig. Das kann zu dauerhaften Veränderungen im Nervensystem führen, so dass man chronisch erkranken und vielleicht seinen Beruf nicht mehr ausüben kann.

SPIEGEL: Sind Menschen früher mit solchen Erlebnissen nicht auch ohne psychologische Hilfe fertig geworden?

Langer: Nein, was wir heute „Posttraumatische Belastungsstörung“ nennen, gab es immer. Bei den Soldaten aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs hieß es „Kriegszittern“. Manche Überlebende der Zerstörung von Dresden 1945 können noch heute nicht über bestimmte Plätze gehen.

SPIEGEL: Wie hilft eine Therapie?

Langer: Die Traumatisierten lernen, so mit dem Erlebten umzugehen, dass es sie nicht mehr belastet. Das Alarmsystem regelt sich wieder auf Normal herunter.

Die Erinnerungen bleiben für immer – wie Narben, die nicht mehr schmerzen.

SPIEGEL: Wie viele Rückkehrer werden Hilfe brauchen, um mit den Ereignissen fertig zu werden?

Langer: Nach anderen großen Katastrophen waren es etwa ein Drittel – besonders auf die betroffenen Kinder müssen wir achten. Sie können das Geschehene schwer einordnen. Zu sehen, wie der Papa weint und fast ertrinkt, bringt ihre Sicherheit ins Wanken, sie werden ängstlich. Am meisten hilft ihnen jetzt, so viel wie möglich mit den Eltern zusammen zu sein.

SPIEGEL: Was raten Sie Angehörigen und Freunden von Rückkehrern?

Langer: Natürlich sind sie überbesorgt und tief verunsichert. Das zeigen die vielen Anrufe bei der psychologischen Hotline des BDP*.

Das Beste ist, den Alltag wieder zu leben. Dinge zu tun, die einem immer gut getan haben. Und Ruhe.

SPIEGEL: Müssen sich die Menschen nicht ihre Erlebnisse von der Seele reden?

Langer: Nur dann, wenn sie selber das Bedürfnis danach haben. Wenn einer im Sportverein 20-mal erzählen muss, wie es war, kann er unversehens wieder in diesen Abgrund stürzen. Wenn das geschieht, sollte man auf keinen Fall weiter auf seine Gefühle eingehen, sondern lieber darüber sprechen, wie glücklich man ist, ihn wieder daheim zu haben.

INTERVIEW: BEATE LAKOTTA

* Hotline des BDP: 0800-777 22 44, täglich von 8–22 Uhr.



VINCENT YU / AP

Schwedische Geistliche beim Gebet für tote Landsleute (auf dem Flughafen von Phuket): Die ganze Welt eine einzige Gemeinde

Führung der Sezessionisten gemischte Krisenstäbe mit beispielhafter Disziplin. „Es herrschen große Ruhe und Würde“, sagt der norwegische Friedens- und Konfliktforscher Johan Galtung, der vieles in seinem langen Leben gesehen hat. „So eine Effizienz, die für die Opfer nicht demütigend ist, habe ich noch nicht erlebt.“

Doch bei allem guten Willen gibt es jene absurden Augenblicke, wo nichts mehr geht. Dann steht der hochtechnisierten Hilfsmaschinerie ein Wasserbüffel im Weg und legt sie lahm. In der Nacht war er auf dem Flughafen von Banda Aceh, der Hauptstadt der Provinz Aceh auf der indonesischen Insel Sumatra, zur Landebahn getrottet und mit einer Passagiermaschine, die gerade aufgesetzt hatte, kollidiert.

Einen ganzen Tag lang blockierte die Bruchmaschine vom Typ Boeing 737 die wichtigen Hilfsaktionen aus der Luft. Endlich wurde sie aus dem Weg geräumt. Danach konnten wieder neue Helfertropps auf die Insel kommen, die mit mehr als 100 000 Toten das Leichenschauhaus Asiens ist.



KIM KYUNG-HOON / REUTERS

Uno-Generalsekretär Annan in Banda Aceh „Frisches Geld“

Der weltweite Drang, den Überlebenden zu helfen, provoziert natürlich auch Chaos, einen Wirrwarr aus Militärs, gemeinnützigen Organisationen und privaten humanitären Stoßkommandos. Neben der Rollbahn zeigt der deutsche Oberstarzt Jürgen Canders auf eine britische Hercules-Maschine, die sicher landen konnte, und schnaubt: „Die kommen mit einer so großen Maschine, aber wir dürfen keine Fracht-Illuschin reinbringen.“

Colin Powell bekannte sich zur Führungsrolle der Uno – und brachte die USA und die Weltorganisation nahe wie seit Jahren nicht.

Schon seit Tagen kämpften zwei Helfer des Technischen Hilfswerks um die Erlaubnis, mit fünf gecharterten russischen Illuschin-Maschinen zehn Wasseraufbereitungslagen, Unimogs und Geländewagen nach Aceh zu transportieren. All das bräuchten die Notleidenden in oft noch unzugänglichen Inselteilen sofort und dringend. Die Landebahn sei für diesen Flugzeugtyp zu kurz, behaupteten die Indonesier hartnäckig.

Allerdings: Während australische Militärs in einem Krankenhaus schon schwärende Wunden behandelten, Malaysier Leichen fortschafften, Amerikaner und Singapurser verwüstete Ortschaften per Hubschrauber mit Hilfsgütern versorgten, war vorige Woche noch nicht endgültig klar, wo das deutsche Versorgungsschiff „Berlin“ anlegen wird. Das größte Schiff der Bundesmarine, eine Art schwimmendes Kreiskrankenhaus, ist erst einmal vor der südindischen Stadt Cochin vor Anker gegangen, um einen Maschinenschaden zu reparieren. Drei Tage später sollte es Richtung Banda Aceh weiterstampfen, um dort vermutlich das General Hospital zu unterstützen.

Ein Helfer des Roten Kreuzes warnte allerdings bereits vor Überkapazitäten: „Wir

haben sehr viele Tote und im Verhältnis dazu wenige Verletzte.“

In Banda Aceh schlagen Dutzende von Hilfsorganisationen ihr Lager auf: von der Deutschen Welthungerhilfe bis zu den Feuerwehrlenten ohne Grenzen, von mexikanischen Erdbebenexperten, chinesischen Sanitätern bis zu südafrikanischen Ärzten und Krankenschwestern. Wer in der internationalen Gemeinde der Nothelfer Rang und Namen hat, ist mittlerweile hier eingetroffen.

Auch US-Außenminister Powell lässt es sich nicht nehmen, den Helfern aus aller Welt Respekt zu bekunden. Doch sein Besuch gerät zur Farce. Weil seine Maschine die Landebahn blockiert und überdies der Luftraum wegen des Ministertrips gesperrt ist, können keine Schwerverwundeten ausgeflogen werden. Während die in brütender Hitze stundenlang auf ihren Abtransport warten, mühen sich die Ärzte, sie mit Infusionen vor einem Zusammenbruch zu retten. Zu guter Letzt lässt sich Powell noch mit den Halbtoten fotografieren.

Die Soldaten seines Landes sind dagegen wesentlich effizienter. Ununterbrochen steigen die Seahawks-Helikopter der „Abraham Lincoln“ auf. Das ist der berühmte US-Flugzeugträger, auf dem Präsident Bush am 1. Mai 2003 leicht voreilig die Kampfhandlungen im Irak für beendet erklärt hatte. Blau gekleidete Marinesoldaten traben über das Flugfeld. Ein bulliger Leutnant Commander mit roter Sonnenbrille weist die Helikopter mit Handzeichen ein.

Leutnant Gabriel Bullaro nimmt Kurs auf Kreung Raya im Nordosten von Banda Aceh. Nur die weiße Moschee scheint hier stehen geblieben zu sein. Er setzt seine Maschine mit der Aufschrift „HC-11“ und den vier Spielkarten als Kennzeichen zwischen den Trümmern auf.

Drei indonesische Soldaten halten die Menschen davon ab, die Tür aufzureißen, um schneller an die kostbare Fracht her-

anzukommen. Amerikanische Marinesoldaten werfen in Windeseile Kisten mit Wasser, Keksen, Nudeln und anderen Lebensmitteln hinaus, die bis unter die Decke des Drehflüglers gestapelt sind. Es dauert kaum zehn Minuten, dann liegen zwei Tonnen Hilfsgüter auf dem Boden.

Die GIs, die von der Kriegsfront im Irak abgezogen wurden, genießen diesen Einsatz. Hubschrauberpilotin Rachel Brainard sagt in einer Mischung aus Stolz und Rührung: „Hierher kommen wir, um zu helfen, und nicht, um zu kämpfen. Es tut so gut, in lachende Gesichter zu schauen.“

Die Helden des internationalen Rettungswerks sind aber nicht nur unter den Soldaten oder in den herbeigeeilten humanitären Organisationen zu finden. Es gibt andere, die haben vom großen Chill-out auf die große Hilfe umgeschaltet, als sei es die größte Selbstverständlichkeit. Sie greifen zu, wo sie benötigt werden.

So hält es zum Beispiel der Amerikaner Seth Thornborrow, 27 Jahre alt und IT-Consultant aus Idaho. Er sitzt im Schatten unter den Bäumen am Pier auf der thailändischen Insel Phi Phi und löffelt das Reisgericht in sich hinein, das Einheimische in einer improvisierten Küche zubereitet haben. Neben ihm schlafen drei erschöpfte Thais, der würzige Essensduft vermischt sich mit dem süßlichen Geruch der Leichen, die noch vor wenigen Tagen an dieser Stelle zum Abtransport gesammelt wurden.

„Der Trick“, sagt Seth, „ist, möglichst viel Tigerbalm auf der Schutzmaske und möglichst wenig durch die Nase einatmen.“ Er ist lang und schlaksig, trägt eine rote Helfer-Weste über seinem bunten Surfer-

Shirt, der Schweiß rinnt ihm über die gerötete Stirn. Das mit dem Helfen habe sich so ergeben, sagt Seth, zwei der Traveller in seinem Hotel hätten angefangen von der kaputten Insel zu reden, und irgendwann hätten sie eben alle mitgemacht. „Es ist zwar nicht viel, was wir tun können, aber die Thais sind uns sehr dankbar.“

Gemeinsam mit den anderen wohnt er in einem Low-Budget-Hotel in der Küstenstadt Krabi, von wo aus sie jeden Morgen mit dem Boot zur Insel aufbrechen. Wenn sie abends zurückkommen, betrinken sie sich mit Whisky.

Keiner aus ihrer Gruppe hat Erfahrung als Rettungshelfer, sie arbeiten in der IT-Branche, sind Studenten oder Angestellte. Jetzt bergen sie Leichen. Klar sei die Arbeit

Die Wasserwand war wie ein kränkender Anschlag, der keinen Drahtzieher hatte und die üblichen ideologischen Fronten auslöschte.

hart, sagt Seth, „aber wenn du das hier überlebt hast und die siehst, die nicht so viel Glück hatten, was sind dann schon ein paar Körper in Plastiksäcken“.

Er versuche, die Leichen abstrakt zu sehen, sagt Seth, nur bei dem Körper eines kleinen Mädchens ist ihm das nicht gelungen, da ist er zusammengebrochen und konnte die Tränen nicht mehr bändigen. „Nicht nachdenken“, sagt Seth mit leiser Stimme, „du musst versuchen, nicht nachzudenken.“

Die Insel, die nun aussieht wie zerbombt, war 20 Jahre lang das Woodstock aller Leute, die vom perfekten Strand träumen und von einem Leben, das so leicht ist wie eine Brise am Sommerabend. Weil von diesem Leben und dieser Insel zu viele Leute in aller Welt träumten, ist sie immer mehr zu einer Hohnkulisse dieses Traumes geworden, voll gestopft mit Hüttenhotels, mit Cafés, mit Tauchshops.

Der Kultfilm „The Beach“, auf der unbewohnten Nachbarinsel Phi Phee mit Leonardo DiCaprio gedreht, ließ die letzten freien Strandflächen der Insel zu einer Beute des Tourismus werden, und nun hat sich das Meer mit Mons-

terwellen, die gleichzeitig von Norden und Süden das Menschenwerk und die Menschen attackierten, die Strände zurückgeholt.

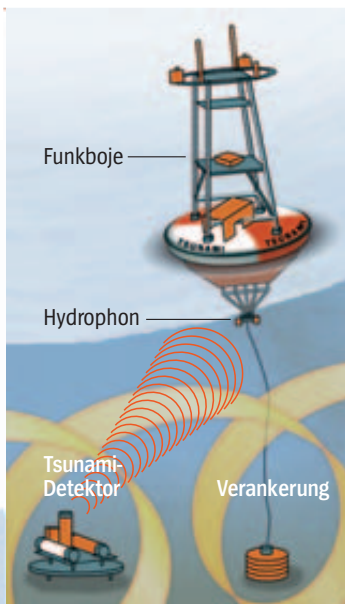
Zwischen den verwesenden Überresten ihres großen Traums stapfen Seth und die anderen Touristen herum, auf der Suche nach Sinn, nach Ablenkung, nach Erfüllung, nach Menschlichkeit. Seine Freundin schickt ihm flehende E-Mails aus Idaho, aber irgendetwas hält den guten Amerikaner an diesem Ort der Vernichtung, vielleicht ist es so etwas wie Buße.

Noch immer schwemmt das Meer Leichen an die Strände Thailands, Sri Lankas und Indiens. Noch immer sehen die Städte aus wie ausgelöscht von einer Atom-bombe. Der Tsunami übte mit seiner unfassbaren Gewalt einen Anschlag auf die Küstenlandschaften des Indischen Ozeans aus, neben dem der menschengemachte auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in

Washington am 11. September 2001 verblissen muss.

Dieser Anschlag nun war kein Anschlag auf irgendein System, sondern auf unterschiedslos alle. Ein kränkender Anschlag, weil er keine Drahtzieher hatte, die man bekämpfen könnte. Ein Anschlag, der für den Moment die üblichen ideologischen Frontverläufe auslöschte und seine Aufrüstungen lächerlich zu machen schien.

Gibt es Schutz gegen solche Willkür der Natur? Hätte das Flutwellenmodell, mit dem der russische Forscher aus Seattle die Katastrophe zu berechnen suchte, Zehntausende Menschenleben retten können? Muss der Gemeinsamkeit der humanitären Hilfe nun eine gemeinsame Anstrengung folgen, mit der Wissenschaftler die



DER SPIEGEL



Wächter der Wellen
Funktionsweise des Tsunami-Frühwarnsystems

Ein Erdbeben am Meeresgrund stößt das Wasser empor und lässt eine Welle entstehen. Im tiefen Wasser breitet sie sich mit hoher Geschwindigkeit aus. Ihr Druck wird vom Tsunami-Detektor registriert, der über Satellit Alarm schlägt.



Krisenforum auf der Geberkonferenz in Jakarta: Die Asiaten führten das Wort – nicht wie Bittsteller, sondern von gleich zu gleich

eine verletzte Welt ein bisschen weniger verletzlich machen?

Am Dienstag kommender Woche treffen sich Delegierte aus vielen Nationen im japanischen Kobe auf Einladung der Vereinten Nationen, um über Katastrophenschutz zu beraten. Sie sollen im Indischen Ozean das Fundament für ein internationales Warnsystem legen, das in Jakarta beschlossen wurde und das auch die Europäische Union nun unterstützen will, wie ihre Außenminister festlegten.

Bislang stand die reine Schnelligkeit der Notfallwarnungen im Vordergrund des öffentlichen Interesses: Der thailändische Chef-Meteorologe musste zurücktreten, weil er angeblich zu lange gezögert hatte, eine dringende Katastrophenwarnung herauszugeben. Der Chef des pazifischen Tsunami-Warnzentrums bei Honolulu auf Hawaii (PTWC) wurde scharf gerügt, weil er angeblich zu lange gewartet hatte, bis er Alarm für den Indischen Ozean schlug.

Dass die beiden Experten nicht rechtzeitig erkannten, was tief unten im Indi-

schen Ozean rumorte, ist sogar verständlich. Auf den ersten Blick wirken Tsunami-Wellen trügerisch einfach, wie die ringförmigen Kreise, die sich bilden, wenn man einen Stein ins Wasser wirft. Doch das Modell des Seattler Forschers Titov zeigt auch, dass sich die Wellen des Tsunami im Indischen Ozean eben nicht gleichmäßig ausbreiteten, sondern zielgerichtet wie durch ein Brennglas.

Thailand, Indonesien und Sri Lanka lagen im Fokus, andere Länder nicht. Inseln wie Diego Garcia im Süden blieben weitgehend verschont. Auch die flachen Malediven im Westen befanden sich außerhalb der konzentrierten Hauptwelle. Und Bangladesch lag weitgehend geschützt hinter dem Sedimentfächer des Ganges-Deltas.

Die Präzision der Vorhersage durch aufwendige Modelle wie das von Titov ist nicht etwa das Steckenpferd eines verbohrten Perfektionisten. Tsunami-Forscher wissen: Nicht der schnellste Warnruf rettet Leben, sondern der zuverlässigste. Bis vor wenigen Jahren war die statistische Treff-

sicherheit miserabel. Die Flutwellen sind tückisch und lassen sich nicht direkt aus der Stärke eines Erdbebens ableiten.

Die Erfahrungen mit dem Tsunami-Institut auf Hawaii, zuständig für die Warnung von 26 Anrainerstaaten im Pazifik, sind deshalb auch ernüchternd: Drei von vier Evakuierungsanordnungen erwiesen sich als Fehlalarme, mit jeweils Kosten in Höhe von vielen Millionen Dollar. Die Menschen auf den Inseln Hawaiis stumpten ab und ignorierten sie einfach. Erst seitdem genaue Karten angelegt werden, sind die Prognosen verlässlicher. Seitdem werden auch die Warnungen wieder ernst genommen. Das ist die wichtigste Lehre aus 50 Jahren Tsunami-Warnungen im Pazifik. Sie gilt auch für den Indischen Ozean.

Die Tragödie am 26. Dezember konnte derart gigantische Ausmaße annehmen, weil es an präzisen Messungen mangelte. „Manche Leute glauben, dass ein paar Messbojen im Indischen Ozean schon ausreichen würden, um die Gefahr in Zukunft zu bannen, aber das ist Unsinn“, sagt Stanley Goosby, der auf der sonnigen Surferinsel Maui, der zweitgrößten von Hawaii, forscht. Tagaus, tagein errechnet er die finstersten Szenarien für den Pazifik: Was genau passiert, wenn eine Welle wie vorhergesagt die Küste erreicht? Mit welcher Genauigkeit lässt sich überhaupt eine Naturkatastrophe irgendwo auf dem Blauen Planeten prognostizieren?

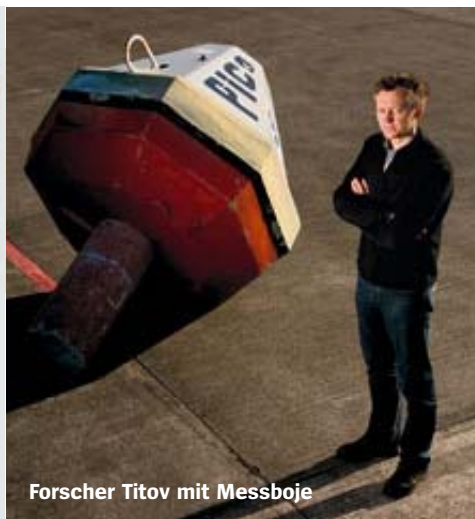
„Tsunamis sind die Massenvernichtungswaffen der Natur“, sagt Goosby, „wir können sie nicht verhindern, wir können uns nur auf sie einstellen.“

RALF BESTE, ANITA BLASBERG, MARCO EVERS, RÜDIGER FALKSOHN, ULLRICH FICHTNER, MARIO KAISER, SUSANNE KOELBL, ANDREAS LORENZ, GEORG MASCOLO, MATTHIAS MATUSSEK, PADMA RAO, MATTHIEU VON ROHR, MARCEL ROSENBACH, HILMAR SCHMUNDT, CORDT SCHNIBBEN, MATTHIAS SCHULZ, JANKO TIETZ, ANDREAS ULRICH

Tsunami-Warncenter



Mit Hilfe der erhaltenen Daten und Prognosemodellen ist es möglich, schon 15 Minuten nach einem Erdbeben den Weg und die Stärke eines Tsunami zu bestimmen und Warnungen an die gefährdeten Staaten herauszugeben, ehe sich die Welle im flachen Küstenwasser hoch aufrührt.



Forscher Titov mit Messboje

BRIAN SMALE